
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 182. Bromberg, den 12. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.

(15. Fortsetzung.) ———

Nun kam Linas Vater, den Ochsen zu schlachten. Er kam früh um sieben Uhr. Ferdinand, die Magd Erna und der Ochse empfingen ihn auf der Däle. Die Hauptperson dieses festlichen Tages war munter und guter Dinge: der Ochse brummte zufrieden und zupfte mit seinen dicken Lefzen an einem Strohwisch, der aus der Luke herabhing . . . Niemand störte ihn. Der Eiserne Möller klopfte ihm die fette, wabbelige Wamme, kraulte ihm die haarige Stirn, und der Ochse leckte zum Dank den Ärmel der hübschen weißen Schlachterschürze . . .

„So so so . . .", sagte Möller gütig, „braves Tier, hältst den Kopf auch schön . . ."

Ferdinand unterstützte mit einem festen Griff an die Hörner diese schöne, vernünftige Haltung des Kopfes, der sich dem schweren Hammer des Schlachters so willig darbot. Der Eiserne ging nun zurück, duckte sich geschmeidig, verharrte einen kurzen Augenblick in dieser Spannung seiner Kraft, sprang vor und knallte den klobigen Hammer gegen die Stirn des Tieres. Das verstand diese seltsame Liebkosung erst nicht, brummte gekränkt, wandte sich ab und wollte nicht mehr mitspielen. Erna lachte laut, verstummte dann aber jäh und hielt sich leicht aufstöhnend die starken Hüften . . .

Dann kam der Hammer zum zweiten Male, krachte gefährlich, der arme Ochse begriff, verdrehte die Augen, sank in die Knie, verlor das Bewußtsein. Der Eiserne Möller führte geschwind den ersten Schnitt, die Magd aber fing geschickt das Blut auf, das Eimer um Eimer auf den Misthaufen wanderte — denn es bessert den Dung.

Ferdinand half beim Ausschlachten dem Eisernen Möller. Der war wohl freundlich, aber man spürte gar wohl, wie weise und knapp er jegliches Wort bemaß. Ferdinand hätte herzlich gern etwas von Lina gehört, die lange nicht mehr geschrieben hatte, aber es ging nicht an, die Rede darauf zu bringen. Zudem kam das zudringliche Weibsbild, die Erna, immer wieder heran, und in ihrer Gegenwart hätte er nicht einmal Linas Namen nennen mögen . . .

Als aber bei der Frühstückspause der erste Zutrunk getan war, hielt Möller es für angebracht, eines anderen Familiengliedes Erwähnung zu tun.

„Nun kriegen wir nächstens Besuch . . .", sagte er leichthin.

„Wer kommt denn, Möllers Vater?"

„Unser Paul."

„Euer Paul . . .?", fragte Ferdinand und ließ das schöne dicke Stück gekochter Niere sinken, das er zu Munde führen wollte, „euer Paul aus Rußland . . .?"

Der Alte nickte. Gewiß, Paul würde kommen, vorläufig allein, ohne Frau und Kinder. Es war drüben nicht mehr glänzend bestellt mit der Landwirtschaft, das wußte man ja. Knapp dreißig Morgen nach unserem Maße hatten sie noch behalten von ihrem großen Gute, auf dem sie nun immer häufigere Besuche von Kommissionen erhielten, die Korn holen wollten. Paul hatte in seinen Briefen ja nur wenig darüber berichten können, er würde wohl manches zu erzählen haben . . .

„Da wird er am Ende hier bei euch blieben . . .? fragte Ferdinand.

Der Eiserne Möller zuckte die Achseln:

„Man wird älter und Hilfe könnte man wohl gebrauchen. Unsere Frida will freien zu Weihnachten — da müßte schon jemand ins Haus."

„Und meinst du, daß es gehen wird, wenn die Russin dann nachkommt, Möllers Vater . . .?"

„O — sie schafft jetzt drüben auch wie eine Magd. Diensten haben sie dort nicht. Arbeiten muß sie hier wie wir anderen, das ist gewiß."

Er lächelte leicht, er war wohl überzeugt, daß es keinen Menschen gäbe, den er nicht zum Arbeiten würde anhalten können.

Als der November seine Schleier über die Heide zog, ward es gut sein für die Leute im Dorf. Der November — das ist ein Monat, bei dessen Namen schon die Städter sich bekreuzigen, und was gar das Land betrifft, so meinen sie, dort draußen müsse mit dem Nebel der Tod eingekehrt sein, der graue trostlose Rückstand des ehemals blühenden, wachsenden Jahres . . . Aber das ist der November der Heide nicht, die im Nebel so wunderbar still ist und atmet. Der Nebel kommt nicht wie ein feindlich würgendes Ungeheuer von weither, er kommt aus der Tiefe der Heide, aus ihrem schweigenden Schoß und macht ihr Gesicht voll anderen Lebens und voller Geheimnis. Er macht das Nahe fern und das Ferne nah. So groß ist alles, wenn der wallende Nebel es einhüllt, es ist, als ob die Gestalten der Heide, die einsamen Wacholder und die Haine der Eichen und die geraden Reihen der Birken und die weit gereckten Arme der alten Ziehbrunnen im Nebel erst ihre verborgenen Maße fänden, ihr erschütterndes Aufragen aus einer anderen Welt ins Blickfeld der Menschen . . .

Und die Menschen spüren wohlig das mütterliche Weben des Nebels, die beredte Schweigsamkeit des brauenden Atems der Erde macht sie selber gesprächig — sie sind alle geborgen im Nebel wie Kinder unter dem Mantel der Mutter, sie finden sich dichter zusammen und sie hören aufeinander, weil aus ihnen allen ein größerer Odem weht . . .

Draußen ist nun die Arbeit des Jahres getan, früh geht das Tagewerk zu Ende, und die Schummerstunden rufen beizeiten in ihre tiefe Geborgenheit . . .

Als der November kam, saßen die Abgebrannten noch immer auf Vollmoors Hofe, eine leerstehende Häuslingshütte des Cordeshofes ward unterdessen leidlich instandgesetzt, um die Familie im Dezember aufnehmen zu können. Sie saßen lange auf Vollmoors Hofe, still in der warmen Ruhe des Hauses, und draußen braute der Nebel.

Und der Nebel gebar große Dinge, kühne Pläne, kluge Gedanken. Als Ferdinand an einem Dezembertage mit

klarem Frost und mit Sonne aus dem Hause der Freundin schied, da wußte er, was er zu tun hatte, um dem Glück entgegenzugehen: die Freundin hatte gesprochen, und sein Herz hatte gelauscht.

Der Frühling sollte ein frohes Beginnen sehen, einen Neubau, wie ihn das Dorf noch nicht erlebt hatte, ein Wohnhaus mit Wasserleitung und mit vielen Fremdenzimmern, einen neuzeitlichen Viehstall mit Selbsttränke und mit elektrischer Melkanlage. Das Gastzimmer sollte ganz andere Ausmaße bekommen, eine Veranda, mehrere Nebenräume in moderner Gaststätteneinrichtung, eine Garage und eine Kegelbahn sollten gebaut werden ... Wie wollte man ohne diese geplanten Errungenschaften dem Konkurrenten im „Heidefrieden" wirksam begegnen, wie konnte man anders die Gäste, die sich an die neue Gaststätte inzwischen zu gewöhnen begannen, in das angestammte Wirtshaus zurücklocken ...? Und was die Fremdenzimmer betraf, so war es doch nur natürlich, daß man mit ihnen einen erheblichen Teil des vermehrten Fremdenverkehrs, der auf der neuen Straße am Dorf vorbeiführte, ins Cordeshaus abzuleiten versuchte, denn Saffen Christian war wohl auf zwei, drei flüchtige Logisgäste eingerichtet, nicht aber auf erholungsbedürftige Sommerfremde — und auf diese kam es letzthin an. „Man muß doch die Dummheit der Städter ausnützen ...", hatte Vollmoors Frau gemeint, und Ferdinand sagte es gewichtig dem Vater weiter. Und dieses eine, daß er die Dummheit der Städter in Rechnung setzte, war es, was Cordes Vater nicht ganz mißfiel an den Plänen des Sohnes. Mehr noch als der Sohn war er im tiefsten Herzen der Meinung, daß es eine unverständliche Schrulle alberner Stadtbewohner sei, sich im Sommer auf einen Bauernhof zu setzen, um beim Anblick der unfruchtbaren Heide in Verzückung zu geraten.

„Aber so dumm sind sie doch nicht, daß sie sich nach Kleindahle setzen ...", knurrte der Alte.

„Die sind so dumm, Vater ..."

„Und woher willst du das Baugeld nehmen? Die Versicherungssumme reicht lange nicht aus für das alles."

„Sprich mit Vollmoors Frau — die wird es dir sagen."

Und der Alte sprach mit Vollmoors Frau, die in diesen Tagen so wacker mit half, die Häuslingshütte wohnlich zu machen für die arme Familie Cordes. Vollmoors Frau sprach ruhig und fest, sie sprach von den schlechten Zeiten, denen die Landwirtschaft entgegenging und denen gerade ein Gastwirt besser begegnen konnte als ein gewöhnlicher Bauer. Sie wußte auch Rat wegen des etwa fehlenden Geldes: sie selbst war bereit, es als Hypothek auf den Cordeshof zu geben — jawohl, es war ihr nur lieb, den Erlös aus dem Verkauf eines letzthin geerbten Hofes sicher anzulegen. Sie würde das Geld zu demselben Zinsfuß hergeben, den sie jetzt von der Kasse bekam, während die Kasse natürlich für ausgeliehene Hypothekengelder viel höhere Zinsen zu nehmen pflegte.

„Und das Zinsgeld für ein ganzes Jahr werdet ihr in zwei Monaten von eueren Sommerfremden hereinbekommen, Cordes Vater. Ich weiß, was Olfermanns Christel in seinem „Heideblick" voriges Jahr eingenommen hat. Fahr hin und frage ihn, wenn du mir nicht glaubst ..."

Der Alte konnte nicht hinfahren, nein, er konnte auch nicht mehr mit der alten Kraft widerstreben, die Schwäche, die sein Herz befallen hatte, sie hatte wohl auch seinen Willen ein wenig zermürbt ... Er glaubte schließlich der klugen Vollmoors Frau, sie lehrte ihn auch, sich dessen zu schämen, was sie ihm mit schicklichen Worten vorwarf: der Bremsklotz zu sein, der nichts vermocht, als die Fahrt in eine bessere Zukunft zu hemmen ... Und was riskierte Ferdinand schon Großes, wenn man in Rechnung zog, daß er außer seinem väterlichen Erbe auch den schönen Hof der Tante Hermine noch zu erwarten hatte ...

„Aber wann ..., Vollmoors Frau ...? Pahlmanns Hermine ist ja noch eine ganz lustige Witwe, so eine dralle Fünfzigerin ... Die kann ja ...

„Was kann sie denn, Cordes Vater ...?"

Er lachte:

„Ich hätte bald gesagt, die kann ja womöglich noch mal freien ..."

Vollmoors Frau lachte nicht mit, ihr Gesicht nahm einen Ausdruck von Abwesenheit an, ihre Augen wurden leer und glitten über den Alten hinweg ... Dann schloß sie die Augen und lachte nun auch:

„Du bist aber witzig aufgelegt heute, das muß ich sagen, Cordes Vater ... Aber nun wollen wir mal ernsthaft vom Freien sprechen, nämlich von Ferdinand — das ist natürlich die Hauptsache bei dem ganzen Plan, daß er gut heiratet. Und du mußt bedenken, daß er in ein schönes, wertvolles Anwesen viel leichter ein wohlhabendes Mädchen von einem großen Hof wird einholen können als in ein abgebranntes und schlecht und recht wieder aufgebautes Gehöft mit einer zurückgegangenen Gastwirtschaft. Natürlich, Ferdinand muß gut heiraten ..."

„Das wird er auch tun. Übrigens wüßte ich eine Frau für deinen Jungen ..."

„Wo ist sie denn zu Hause, Vollmoors Frau ...?"

„In Amelingen am Kanal. Sie ist das einzige Mädchen von meinem Kusin Georg Wolpers und erbt einmal den Hof. Der Junge ist im Kriege geblieben und die Mutter ist vor zwei Jahren gestorben. Hübsch ist das Mädchen nicht, aber der Vater gibt ihr zehntausend Taler bar mit, denn er hat müssen sechzig Morgen Acker und Weiden abgeben, als der Mittellandkanal durch sein Land geführt wurde und dafür hat er von der Regierung viel Geld gekriegt. Das Mädchen ist gut, nur ein bißchen rote Haare hat sie und auf dem linken Auge ist sie etwas scheel ..."

Cordes Vater nickte, dankbar für den Fingerzeig:

„Ich kenne Georg Wolpers ganz gut von den Landbundversammlungen. Daß er ein Mädchen hat, wußte ich freilich nicht."

„Soll ich ihm nun mal schreiben von dir und deinem Jungen und was für ein neues schönes Anwesen ihr bauen werdet und daß ihr gerne mal zu ihm kämet ...?"

„Ja, Vollmoors Frau, schreibe nur mal hin — aber es eilt nicht so, ganz bei Gelegenheit mußt du das mal tun ..".

Gut — sie würde das schon richtig anfangen.

Am Abend sprach Cordes Vater mit der Mutter davon, daß sie zum Frühjahr mit Ferdinand einen Besuch bei Wolpers in Amelingen ausführen würden, denn Wolpers Mariechen war zwar rothaarig und scheel auf dem linken Auge, aber die Erbin des Hofes und man sprach von zehntausend Talern Mitgift ...

„O —", sagte Cordes Mutter, „mit dem scheelen Blick, das möchte noch angehen, aber die rothaarigen guckt er schon gar nicht an, das weiß ich."

Indessen — es war ein Irrtum, daß er die rothaarigen nicht anguckte, ein schmerzlicher Irrtum. Köteres Erna, die rothaarige Magd, erwies diesen Irrtum, sie erwies ihn auf eine sichtbare und runde und nette Art — ach, es war ein Spektakel, wie sie den Gegenbeweis gegen die Behauptungen der Mutter erbrachte ...

Sie hatte es vor Wochen schon Cordes Ferdinand gesagt, und der war blaß geworden wie der Kalk an der Wand seiner elenden Häuslingshütte ... O weh ... o weh ... Köters Erna bekam Rotwein mit Nelken zu trinken und mußte vom Stuhle springen, aber sie wurde nicht dünner, sie wurde nur frecher. Sie sagte es Cordes Mutter, und des Scheltens und Weinens gab es genug in der schäbigen Hütte unter den Birken des Cordeshofes.

Der Vater stöhnte:

„Das wird mein Tod ... Das gibt eine Last von fünfzehnhundert Talern auf den Hof, du unnützer Bengel ..."

Er gedachte als guter Bauer nur an den Hof, der dieses Gelüsten des Sohnes würde bezahlen müssen. Der Sohn zeigte sich erst zerknirscht, dann wies er milden Tones auf einen Häusling aus Eversen hin, der bisweilen ins Haus kam, „Vater" zum alten Cordes sagte und jährlich ein fettes Schwein bekam. Dem Alten schoß das Blut in den Kopf, er richtete sich drohend auf, die Mutter aber drückte ihn sanft zurück in den Lehnstuhl und tätschelte ihm zärtlich die Backen:

„Sei ruhig, Vater, das ist zwischen uns beiden abgemacht, als wir freiten. Ich habe nichts dazu gesagt, als daß er mich „Mutter" nennen soll, weil er dich nun mal „Vater" nannte. Ich habe ihm Jacken gestrickt, als seine Mutter gestorben war — niemand hat etwas dazu zu bemerken als ich ... Und Ferdinand muß dies da auch mit seiner Frau allein ausmachen."

(Fortsetzung folgt.)

Begegnung unterwegs.

Skizze von Ulla Tiedge.

Die Scheiben der Wagenfenster waren beschlagen. Hinter ihnen stand feucht und greifbar die Dunkelheit. Die trüben, schmutzigen Lampen konnten sie nicht verdrängen. Man fröstelte, obgleich das Abteil überheizt war. Zwei Menschen saßen sich in einem Abteil gegenüber, deren Äußeres sie heraushob aus der zusammengedrängten Schar der übrigen Reisenden, so daß sie gleichsam allein und zueinandergehörig unter den anderen saßen. Beide waren mit eingefangen in die trostlose Atmosphäre, trotzdem blickte von Zeit zu Zeit einer zum anderen hinüber, und in den Blicken lag eine leise Spannung, Erwartung, jene unbewußte Anteilnahme und Wachheit, mit der man auch im fremdesten Menschen den Gleichgesinnten, Gleichwertigen wittert. Unwillkürlich nahm dieser das Bild des anderen in sich auf, verwischt zwar durch die Müdigkeit und die unpersönliche Umgebung, aber gerade dadurch traumhaft sicher das Wesentliche erfassend.

Der Mann sah zarte weiche Umrisse, ein klares Gesicht mit gleichsam verwischten Farben, helle Augen, den hohen klugen Bogen der Brauen, der das Gesicht beherrschte. Die Frau grübelte zwischen Schlafen und Wachen über den seltsamen Widersprüchen im Gesicht des Mannes nach: graue Haare und junge starke Augen, ein Mund, der von zwei tiefen Falten heruntergezogen wurde und Unordnung in das sonst so klare Gesicht brachte; die Hände groß, schwer und zuverlässig — — —

„Schönes Wesen", dachte der Mann, „du gehörst zu jener Sorte Frauen, die wir Männer sofort und bedingungslos anerkennen und von der die anderen Frauen sagen: Ich weiß nicht, was an ihr dran sein soll. Du solltest nicht so allein in die Nacht fahren. Man sollte es schön um dich gestalten, ich glaube, das hast du verdient."

Der Zug verlangsamte seine Fahrt, Lichter zerrissen das Dunkel vor den Fenstern. Man hörte Rufe, Stimmengewirr: Eine Station. Die Frau fuhr auf aus ihren halben Träumen, und in dem Durcheinander der aus- und einsteigenden Menschen konnte sie den Mann unauffällig ein wenig genauer betrachten. „Was ist nur mit ihm", dachte sie, „warum sieht er so traurig und unordentlich aus? Augen hat er wie ein Kind und einen Mund wie ein alter Mann. Sicher hat er Kummer, vielleicht wird er nicht fertig mit irgendeiner Sache." Und ohne daß sie es merkte, war all ihre Mütterlichkeit, frauliche Hilfsbereitschaft aufgewacht und kreiste um den fremden Mann.

„Ich möchte wissen, wie sie spricht", dachte er, „ich kann sie doch hier nicht anreden zwischen all den fremden Menschen. Ich kann doch nicht irgend ein Reisegespräch mit ihr anfangen. Aber sie darf jetzt nicht aussteigen, irgendwo, und ich habe nie mit ihr gesprochen und sehe sie nie wieder. Sie darf nicht — ja, warum darf sie denn nicht? Was will ich denn eigentlich von ihr? Schließlich bin ich doch zu alt für Reiseabenteuer. Wie klein ihre Hände sind, klein und offen . . ."

Er schloß die Augen und verfiel in jenen seltsamen Zustand zwischen Schlaf und Wachheit, den es nur in der Eisenbahn gibt. Plötzlich fuhr er hoch; das Rollen der Räder war unregelmäßig geworden, wurde langsamer, ein Teil der Fahrgäste suchte Gepäckstücke zusammen. Er sah auf die Uhr: es mußte seine Umsteigestation sein, wo der Zug gleich halten würde. Sie war auch aufgestanden und im Begriff, in den Mentel zu schlüpfen. Er half ihr und suchte seine eigenen Sachen zusammen, der Zug hielt, die beiden Menschen stiegen aus. Er ging hinter ihr her in den schmutzigen, rauchigen Wartesaal.

Sie waren die einzigen Gäste und so ergab es sich ganz von selbst, daß er die Frau fragte, ob er sich zu ihr setzen dürfte. Sie nickte. Ein verschlafener Kellner brachte den bestellten Grog und zog sich sofort wieder hinter seine Theke zurück. Sie kamen in ein Gespräch, in ein belangloses Reisegespräch.

„Woher haben Sie eigentlich diese dunkle Stimme zu ihrem hellen Haar?" fragte er plötzlich. Sie lachte leise und leicht. „Woher haben Sie die grauen Haare zu Ihren Spitzbubenaugen?" gab sie zurück. Damit war die Fremdheit und Unpersönlichkeit zwischen ihnen gebrochen. Es gab ihm einen Ruck, als er sah, wie schön und aufgeschlossen ihr Gesicht wurde, nun es ihm ganz zugewandt war. „Ich möchte", sagte er, „Ihnen so viel erzählen, ich möchte so viel von Ihnen wissen. Wie lange haben Sie überhaupt Zeit? Sie sollen nicht gleich weiterfahren. Oder ich muß Sie wiedertreffen."

Sie sah ihn erschrocken an, als ob sie sich an etwas erinnerte, was sie ganz vergessen hatte. „Das geht nicht", sagte sie schnell, „nein, das geht nicht! Ich habe doch einen Mann. Das heißt, heiraten können wir noch nicht", — eine kleine hilflose Handbewegung — „kein Geld. Aber ich gehöre doch zu ihm. Ich kann doch nicht — —"

Er sah nur, daß ihr Gesicht um eine Winzigkeit trauriger geworden war. „Es geht doch! Ich glaube sicher, daß wir uns heute abend nicht umsonst getroffen haben. Ich will nicht, daß Sie auf einmal wieder verschwunden sind. Ich habe immer auf Sie gewartet, jetzt weiß ich es, nein, ich habe es gleich gewußt!" Er brach ab und sah sie an. Dann ließ er seinen Kopf fallen, die Stirn in ihre Hand, die offen vor ihm auf dem Tisch lag. Sie ließ sie ruhig da, sie strich mit der freien Hand leise über seinen Kopf. Die Mütterlichkeit, die darin lag war so stark, daß er nach einer Weile den Kopf hob und sie mit ratlosen Augen ansah. „Was ist denn", sagte sie, „das alles kann doch nicht mir gelten. Du kennst mich ja gar nicht. Aber ich bin jetzt da für dich. Vielleicht hat das Leben uns heute abend auf denselben Weg geschickt, damit ich dir irgendetwas sagen, irgendetwas zeigen soll. Du mußt mir jetzt von dir erzählen." Sie war ganz da bereit alles zu geben, was sie geben konnte: Verstehen Güte, Trost.

Er spürte es, er war so dankbar dafür, daß er beinahe vergaß, was er eben noch gewünscht hatte. Er fing an zu erzählen: Zuerst von seinem Kind, seinem kleinen Jungen, den er so sehr liebte, daß er sich nie von ihm würde trennen können. Dann von seiner Frau, diesem kühlen Menschenkind, das ihm in einer zehnjährigen Ehe nicht mehr zu geben verstanden hatte als einen tadellos geführten Haushalt und ein wenig äußere Behaglichkeit. Und immer hatte die Sehnsucht nach dem Leben, dem blühenden, lebendigen wirklichen Leben ihm im Nacken gesessen und ihn nie zur Ruhe kommen lassen. Dann war die andere gekommen, die junge Unbedingte, und bei ihr hatte er geglaubt, all das zu finden, um das er sich betrogen fühlte. Darum wollte er seine Frau verlassen, darum rieb er sich jetzt auf in Kämpfen und unschönen Auseinandersetzungen. „Und nun du", sagte er erschüttert, „nun treffe ich dich, und alles, alles — —"

„Ich bin gar nicht wichtig", fiel sie ihm ins Wort, „ich bin nur insofern wichtig, als ich jetzt dazu da bin, dir etwas zu sagen. Sieh, dir fehlt etwas, du suchst das Glück. Aber mit dem Glück ist es so: Man kann es nicht finden, man kann es sich nur schaffen. Das Glück ist nicht irgendwo — das Glück ist nicht irgendein Mensch. Ich will dir von mir erzählen, vielleicht verstehst du mich dann besser: Sieh, ich bin arm. Ich liebe einen Mann, der auch kein Geld hat. Ich möchte heiraten und ein Kind haben, aber es geht nicht, weil wir kein Geld haben. Geld ist nicht wichtig, willst du jetzt sagen. Aber für mich ist es wichtig, weil es mir fehlt. Wir halten immer das für das Wichtigste, was wir nicht haben. Das Leben ist seltsam, — es gibt keinem alles, und von jedem fordert es auch — von dir dies, von mir das. Und wir müssen tun, was es verlangt, wir müssen mitten hindurch und alles zu Ende leben. Was du nicht zu Ende lebst, hängt dir dein Leben lang nach. Du hast schon viele Trümmer hinter dir herzuschleppen, willst du nun wieder fahnenflüchtig werden und ein Stück Leben zerschlagen dem du dann doch nicht entrinnen kannst? Du meinst, du suchst das Leben und bist vor ihm auf der Flucht. Du kannst es nur in dir selbst finden. Ich kann dir nicht dazu helfen, so gern ich es auch möchte. Jetzt darf ich es dir ruhig sagen: einen Augenblick, aber nur einen Augenblick lang, habe ich vorhin gedacht: Du und ich, wenn ich mit dir käme — man kann dich schon lieben, ich bin zu sehr eine Frau, um das nicht zu wissen. Und dann: Ruhe, keine Sorgen mehr haben, ein Kind — siehst du, du weißt jetzt auch, daß das alles nicht so wird. Wir werden in unseren Zug steigen und dorthin fahren, wo jemand auf uns wartet . . . Läßt du mich nun gehen? Mein Zug muß gleich kommen."

Sie stand auf. Er folgte ihr auf den Bahnsteig. Es regnete und zog, aber sie spürten es nicht. Von fern bohrten sich zwei Lichter durch das Dunkel, wuchsen, kamen näher. Der Zug hielt, und die Frau stieg ein. Sie lehnte

sich aus dem Fenster und gab ihr die Hand. Er küßte sie und verbeugte sich tief vor ihr. Langsam fuhr der Zug aus der Halle. Nebel und Feuchtigkeit verschluckten seine Umrisse. Sie winkte lange, und er sah ihr nach, bis ihr schönes Gesicht in der Dunkelheit verschwunden war wie ein Traum.

Juan Belmonte, der Stierkämpfer.

Von Walter Jörn Badenhoop.

Fünftausend Spanier werden ruhig, als er — eben noch war die Loge leer — auf seinem Ehrenplatz steht. Er ist zierlich und schlank wie sein junger Sevillianer. Sein Kopf aber ist größer und seine Augen haben das sprühende Feuer eines genialen alten Abenteurers. Er hat Zähne, die so stark sind und so weiß wie das Gebiß eines Raubtieres. Und die Frauen lieben ihn darum. Fünftausend Spanier erheben sich, und es klingt wie ein Schrei — Juan Belmonte.

Belmonte, der größte Stierkämpfer seiner Zeit, wartet auf die Kämpfe seiner Schüler.

Warum ist Belmonte nicht mehr in der Arena? Warum ist sein Blick so dunkel, wenn er die Toreros sieht? — Ah dieses Weib aus Amerika, diese Frau die er einer Spanierin vorziehen mußte, hat ihn auf den Knien darum gebeten. Sie will ihn nicht sterben sehen auf den Hörnern eines andalusischen Stieres, und deshalb kämpft er nicht mehr. Fünf Jahre schon.

Belmonte zuckt zusammen. Der erste Trompetenstoß. Die Toreros ziehen ein. Brausendes Händeklatschen . . . gellende Rufe . . . Hüte fliegen in die Luft . . . noch einmal brausendes Händeklatschen . . . und dann hat es begonnen.

. . . Da . . . der Banderillero . . . mui bonito, hollee, hollee . . . ein Held! Im letzten Augenblick ist er dem Stier ausgewichen und nun stecken die beiden Banderillas im Nacken des Stieres, der sie brüllend versucht abzuschütteln. Aber sie stecken fest.

Warum hat Belmonte den Kopf geschüttelt über den Banderillero? Zu jung hat er gesagt? Seguro, seguro, sicherlich ist er zu jung! — Ein neuer Trompetenstoß — Caballos, Caballos — Pferde, Pferde, schreien die Spanier, denn jetzt gibt es Blut. Oiga . . . der Picador . . . er stürzt vom Pferd . . . liegt auf dem Boden . . . der Stier nimmt ihn . . . gräßlich . . . Die Frauen erschauern und decken ihr Gesicht mit dem seidenen Panuelo — aber nein, der Matador sprang hinzu und schon rast der Stier auf die rote cappa.

Belmonte lächelt.

Und jetzt kommt der Matador, der beste Schüler, Juanito. Fanfare! Die Menschen, die Stadt, die Welt schweigt. Der Stier stutzt . . . sieht das lockende rote Tuch . . . spürt jäh auffahrend die blutenden Wunden, die das Banderilla machte . . . und stürzt mit einem dumpfen Stöhnen der Wut — auf den Einzigen, der es noch wagt, in der Arena zu stehen.

Seht, Juan Belmonte, er ist aufgestanden! Seht ihr, wie seine Hände zittern! Ah, der alte Löwe, er möchte kämpfen!

Mit unheimlicher Schnelligkeit stößt, springt der gereizte Stier gegen den Matador. Immerfort . . . rasend schnell . . . unerhört biegsam. Aber wenn der tobende Stier durch das rote Tuch des Matadoren stürzt, ist dahinter nur noch die Stelle, wo Juanito eben gestanden hat. Hollee, hollee! — Die Menge tobt, jauchzt Beifall und der Matador weicht aus. Den Tod vor Augen . . . knapp in der Bewegung . . . kalt im Blick . . . wunderbar elastisch in den Hüften, wenn er sich zur Seite dreht . . . wunderbar elastisch im ganzen Körper, wenn er zurückschnellt, wenn er so tief geht, daß seine Knie den Boden berühren.

Belmonte hat ein wildes Lachen im Gesicht, als er sich vorbeugt — mitgerissen — über die Brüstung.

Ah, jetzt . . . jetzt ist der große Augenblick da! Juanito, unser Liebling, der beste Schüler Belmontes . . . wird zustoßen! — Heftig atmend steht der Stier, den Kopf gesenkt. — Ruhig, Juanito, ruhig! Auch Belmonte sagte — ruhig! Juanito richtet sich auf . . . wirft das rote Tuch in die linke Hand, daß der Degen unverhüllt nun in der Sonne blitzt . . . reißt den Kopf in den Nacken, daß sein Kreuz sich durchbiegt in einer Linie, die noch einmal alle entzückt . . . und dann war es geschehen.

Blitzschnell, unvermutet — Juanito . . . — der Schrei der Fünftausend bricht durch die Luft. Aber schon wirbelt sein blutiger Körper in die Höhe, überschlägt sich und schmettert in den Sand der Arena.

In einer leuchtend blauen, seidenen Mantilla trägt man den toten Juanito vom Platz.

Der rote Fleck in der Arena ist jetzt größer geworden und in den Strahlen der sinkenden Sonne wird er purpurn wie Samt. Seht ihr Belmonte? Warum lacht er nicht mehr? Warum? Es war sein bester Schüler! — Belmonte starrt auf die Arena, auf den Purpurfleck und schlägt ein Kreuz. Belmonte, denkst du an deine Frau und an deine Kinder? Denkst du an die seligen Tage in Südamerika und an die in Spanien? Denkst du an den toten Juanito?

Belmonte hat eine tiefe Falte in der Stirn. Aber jetzt steigt ein Lächeln auf von seinem Kinn, das er vorschiebt mit den starken Zähnen eines Raubtieres. Ein grausiges Lachen, das sich festsetzt um seinen Mund, das auch in das unheimliche Feuer seiner Augen gestiegen scheint, als er sich umdreht: „Vamos amigo, gehen wir, ich hätte es besser gemacht!“

Bevor er hinabsteigt, wendet er sich noch einmal zur Arena. Auf seinem Gesicht brennt der Ausdruck eines irren Triumphes. Fünftausend Menschen schweigen und nur ein Gedanke schlägt in ihrem Herzen — Juan Belmonte!

Stille Welt.

Von Ernst Bacmeister.

Dichtbelaubte Lindenzweige
Wie Gewölke über mir.
Und ich liege: schaue, schweige,
Blasser Mond, hinauf zu dir.

Über grünen Schattenschluchten
Schweigt die hohe Himmelsau
Und mit goldnen Blätterbuchten
Säumt der Tag sein lichtes Blau.

Selig=schläfriges Genügen
Rinnt mir aus der stillen Welt,
Die mit raschen Schwalbenflügen
Ihren Äther wach erhält.



Bunte Chronik



Kehrseite der Kolonisation.

In seiner Biographie des eben verstorbenen Kolonisators von Marokko des Marschall **Lyautey**, erzählt André Maurois:

Eines Tages besucht der Marschall einen befreundeten Caid, der sich **begeistert über die neue Ordnung in Marokko** äußert, über die Ruhe, die überall in den okkupierten Gebieten herrscht: „Jetzt können die Stämme ihre Äcker bebauen, ohne die Räuber fürchten zu müssen, jetzt sind das Vieh, die Pferde, die Kamele in Sicherheit.“ Als der Marschall Abschied nimmt, begleitet ihn der Caid zum Tore, begleitet von den Dienern, die Laternen tragen. Es ist eine **herrliche Nacht**, kein Mondschein, nur das schwache Licht der Sterne fällt auf die Erde. An der Schwelle betrachtet der Caid einen Augenblick lang die in Schatten gehüllte Landschaft. Dann sagt er mit einem bedauernden Seufzer: „**Und doch! Wenn Sie nicht wären... welche schöne Nacht zum Pferdestehlen!**“

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann, T. z o. p.**, beide in Bromberg.